

Mein Freund Bellamy.

Kriminal-Roman.

Nach dem Englischen des G. W. Waters frei bearbeitet von Bertha Kautzsch.

1. Kapitel.

Da es für den Leser wichtig und interessant ist, zu erfahren, welchem Beruf der Held einer Erzählung obliegt, so will ich gleich damit anfangen, mich als Kupferstecher vorzustellen. Um jedem Mißverständnis vorzubeugen, gestehe ich in aller Demuth, daß ich nicht etwa die Werke großer Meister steche, sondern mich mit sehr prosaischen Arbeiten begnüge, wie etwa: Köpfe für Geschäftsrechnungen, Bildchen für Briefpapiere und dergleichen. „Nur der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe,“ wählte ich gerade diesen Zweig der Kupferstecherkunst. Es gab eine Zeit, da ich entrißtet die Idee von mir gewiesen hatte, mich mit derartigen Arbeiten zu befassen. Wie jeder jugendliche Schwärmer strebte auch ich nach dem Höchsten. Aber gar bald mußte ich aus meinem erträumten Paradiese auf die prosaische Erde niedersteigen. Hunger, ganz gewöhnlicher Hunger lähmte meinen Schwung. Es blieb mir nur die Wahl: mich als Soldat anwerben zu lassen oder einen Selbstmord zu begehen oder meine Kunst zur Weltkühn herabzuwürdigen, die ihren Mann nährt. Ich wählte das letztere, verzichtete darauf, die Werke hervorragender Künstler zu kopiren und suchte Arbeit in meinem jetzigen Beruf. Doch auch dies ward mir nicht leicht.

Damit die Leser über mich vollständig im Klaren seien, muß ich noch hinzufügen, daß ich der Abkömmling einer guten, aber herabgekommenen Familie bin und als Kind bessere Tage gesehen hatte. Mein Vater war von altem, irischem Stamm und Hauptmann in der Armee; meine Mutter die Tochter eines reichen Tuchfabrikanten in Yorkshire. Mein Großvater muß, wie der Volksmund lautet, „auf seinem Gelde gesessen haben,“ denn die Wäلت, die er seiner Tochter gab, war nicht gerade groß. Trotzdem lebte mein Vater als verheirateter Mann, dem der Storch schon im ersten Jahre ein Söhnchen — d. h. mich — in's Haus gebracht, in demselben großen Stile weiter, wie er es als Junggeselle gewohnt war. Wenn man mehr ausbittet als man einnimmt, so stürzt man sich in Schulden, aber diese Thatfache beunruhigte meinen „Alten“ durchaus nicht, denn er hatte ja schon in früherer Jugend die Bekanntschaft mit gestempelten Papieren gemacht und ob nun etwas mehr oder weniger solcher von ihm unterzeichneten Dingen in der Welt umherflatterten, darauf kam es ihm nicht an. Die Geschäftsleute gewöhnten ihm einen ziemlich hohen Kredit und machten ihn niemals — war ja doch meine Mutter das einzige Kind des reichen Fabrikanten! Daß dieser eines schönen Tages mit einer Viertel Million falliren und sich eine Kugel vor den Kopf schießen werde, um den Verhandlungen mit den Gläubigern zu entgehen, daran dachte freilich Niemand. Und doch sind derartige Ereignisse nicht selten.

Die goldenen Träume meines Vaters von einer schönen, sorgenfreien Zukunft wurden durch diesen einzigen Vorfalleschlag für immer zerstört. Er kaufte sich aus dem Militärverbanne los, befriedigte seine Gläubiger so gut er konnte und zog sich mit einer winzigen Rente in's Privatleben zurück. Diese Thatfache bildete auch einen Wendepunkt in meinem Leben. Ich war noch nicht ganz zehn Jahre, als mir von meinen Eltern klar gemacht wurde, daß ich, wenn ich die Freuden des Lebens genießen wolle, mir dieselben selbst eringen müsse. Es wurde großer Familienrath abgehalten, bei dem man allseits darüber einig wurde, daß ich eigentlich zu gar nichts taugte; da ich aber ein Zehntel talent besaß, sei es wohl das Beste, wenn ich die Kupferstecherei erlerne. Meine Oheim und Vettern bestritten die Kosten meines Lebensunterhaltes während meiner Lehrzeit. Ich mußte lägen, wenn ich behaupten wollte, daß diese eine glückliche gewesen. Das Schicksal hatte mir ein Schnippchen geschlagen. Ich, der ich mich von jeher in dem Wahn gewiegt hatte, dereinst wie mein Vater den roten, goldbetreuten Rod der Königin zu tragen, mußte mich nun so weit erniedrigen, vom frühen Morgen bis zum späten Abend allerlei Schnörkel und Figuren auf Kupferplatten zu graben. Doch es dauerte gar nicht lange und ich begann mein Handwerk zu lieben. Was ich Anfangs nur gezwungen that, wurde mir nach und nach zur Freude und ich machte große Fortschritte, so daß meine Lehrjahre weit rascher endeten als ich gehofft. Jetzt hieß es auf eigenen Füßen stehen und sich einen Weg bahnen. Ein glücklicher Zufall führte mich mit Menschen zusammen, die in der Lage waren, mir Arbeit zu verschaffen und da ich mich bemühte, die mir erteilten Aufträge möglichst pünktlich und künstlerisch auszuführen, mehrte sich meine Kundenzahl von Jahr zu Jahr. Meine erste Arbeit wird mir unvergesslich bleiben. Ein ehrfurchter Steinmetzmeister wollte etwas besonders Bezeichnendes für die Köpfe seiner Rechnungen haben.

Pyramiden und ägyptische Obelisken, Urnen und Sarkophage, Trauerweiden an halbverfallenen Gräbern, weinende Engel und tiefgebeugte Frauen mit aufgelöstem Haar bildeten ein klassisches Bild, das nichts desto weniger meinen Auftraggeber entzückte und wahrscheinlich meine Zukunft begründete. Später ward es mir auch vergönnt,

wirklich künstlerische Arbeiten zu vollführen, zum Beispiel Ansichten und Porträts für Reiseverle. Meine Hauptbesonderheit bilden fein ausgeführte Eisenbahnplakate. Ich wurde nicht reich, aber mein Einkommen vergrößerte sich stetig und als Sanguiniker von Natur erträumte ich mir eine immer schönere und sorgenfreiere Zukunft. Meine Vorliebe für die Keltüre, durch mein zurückgezogenes Leben genährt, entwickelte sich zur Leidenschaft. Hätte ich mein Jugendideal verwirklichen können und wäre ich in die Fußstapfen meines Vaters getreten, so hätte ich kaum die Namen aller jener Autoren kennen gelernt, deren Werke ich im Laufe der Zeit gelesen habe.

Mein Geschäftskolossal befand sich in Harrington-Street, meine Privatwohnung im Stadtviertel Camberwell. Mit der Regelmäßigkeit eines Treppfusses legte ich jeden Morgen den Weg von meiner Wohnung in's Geschäft und jeden Abend vom Geschäft in meine Wohnung auf dem Dache eines Omnibusses zurück. An einem schönen Novemberabend des Jahres 18... sah ich mich jedoch genötigt, von meiner Gewohnheit abzuweichen, denn einer meiner Kunden, der in einem entfernten Theile Londons wohnte, wünschte mich zu sprechen. Es war schon ziemlich spät, als ich mich endlich verabschieden durfte und meine übliche Abendbrodzeit vorüber. Seit Mittag hatte ich nichts gegessen; kein Wunder, daß ich in der Wagengegend ein gewaltiges Knurren verpürte. Kurz entschlossen, betrat ich eines der vielen französischen Restaurants, die sich in jener Gegend (Soho) befinden.

Der „Große Circaffische Divan,“ wie der hochtrabende Name dieses Lokals lautet, entbehrt jeder orientalischen Pracht. Gleich am Eingang in den langen, düsteren Speisesaal befand sich ein Wäلت und vor diesem saß eine Dame, die mich mit einem so unfreundlichen und zurückweisenden Blick ansah, daß ich sicher sofort wieder umgekehrt wäre, wenn mir nicht ein kleiner italienischer Kellner die Speisekarte in die Hand gedrückt hätte. Auf meine Frage, was ich sofort bekommen könnte, antwortete er: „Alles!“ Als ich jedoch dieses und jenes verlangte, hieß es: „Soeben die letzte Portion eines Gastes gebracht,“ oder „In zwanzig Minuten wird es fertig sein.“ Ich mußte also auf das französische Souper verzichten und mit einem jählen Bestialen nebst vorstufthuchden Kartoffeln vorlieb nehmen.

Einer alten Gewohnheit entsprechend, las ich während des Essens und vertiefte mich in mein Buch. Gestört wurde ich nicht, denn der „Circaffische Divan“ schien sich — wenigstens an diesem Abende — keines besonders lebhaften Zuspruches zu erfreuen. Einige Ausländer mit eigenthümlichen Physiognomien kamen zwar in den Saal, aber sie wechselten nur ein paar Wäلت und Phrasen mit der Wäلتsdame, bedienten sich mit Zahnschmerzern und verschwand bald wieder, ohne etwas zu genießen. Zwei Franzosen, die sehr bescheiden soupirt hatten, saßen in einer Ecke und spielten — lebhaft plaudernd — Domino. Das Alles hatte ich sofort bei meinem Eintritt beobachtet. Nach dem Speisen machte ich mir's recht bequem, zündete meine kurze Pfeife an, ließ mir einen „Schwarzen“ bringen und kam durch meine seltsame Umgebung so recht in Stimmung. Ich weiß nicht, wie lange ich gelesen haben mochte, aber als ich zufällig aufblinzelte, bemerkte ich, daß sich das Lokal inzwischen etwas gefüllt hatte. Mir gegenüber saß an einem kleinen Tischchen ein freundlich aussehender alter Herr mit dem schönsten Silberbart, den ich je gesehen. Unsere Wäلت begegneten sich und ich war überzeugt, es mit einer überaus mittelstämigen Natur zu thun zu haben. Doch festsetzte mich mein Buch derart, daß ich keine Lust verspürte, ein Gespräch anzuknüpfen.

Ich bestellte einen zweiten Kaffee und las eifrig weiter, bis mich ein eigenartiges Geräusch, welches mein Gegenüber verursachte, aufblicken machte. Der alte Mann bemühte sich nämlich vergebens, eine am anderen Ende des Tisches befindliche Streichholzschachtel zu erreichen. Zwei an seinen Stuhl gelehnte Krücken ließen mich erkennen, daß ich es mit einem Krüppel zu thun hatte; ich sprang daher auf und reichte ihm das Gewünschte.

Der alte Mann dankte mir sehr höflich. Aus dem Tone, in welchem er es that und aus dem freundlichsten Blick seiner Augen folgerte ich, daß er für sein Leben gern mit mir plaudern mochte. Ein unbestimmtes Etwas in seinem Wesen festsetzte mich derart, daß ich mein Buch zuklappte, meine Kaffeetasse an seinen Tisch brachte und mich in ein Gespräch einließ.

Er war nicht nur ein sehr schöner, sondern auch ein gebildeter Greis mit seinen Umgangsformen. Noch niemals hatte ich eine weichere und wohlklingendere Stimme gehört, als die seine; und wenn er sprach, huschte ein bestrickendes Lächeln über seine Züge. Ich hatte gar nicht gedacht, in dem „Circaffischen Divan“ einen solchen Menschen kennen zu lernen. Zuerst fing er an über Musik zu sprechen und zwar mit einer Sachkenntnis, daß mir die Vermuthung aufstieg, es mit einem Musiker zu thun zu haben. Als er jedoch bemerkte, daß ich auf sein Gespräch nicht ganz eingegangen vermochte, änderte er das Thema und sprach mit derselben Sicherheit über Malerei. Er hatte alle berühmten Bildergalerien Europas gesehen und kannte alle Meisterwerke in denselben. So kam er auch auf seltene Kupferstiche zu sprechen, namentlich auf einen holländischen Künstler des siebzehnten Jahrhunderts. Da konnte ich nun mitreden, denn ich hatte vor kurzer Zeit in einem Antiquitätenladen ein beschädig-

tes Bild desselben Meisters gekauft, das mich ungeheuer interessierte.

„Ah, ich sehe, Sie verstehen etwas von Kupferstichen,“ rief er erfreut aus. Ich erzählte, freute mich aber innerlich, daß unser Gespräch auf ein Gebiet gerathen war, auf dem ich mich freier bewegen konnte.

„Vorder ist mir die Geschichte der Kupferstecherkunst ganz fremd, aber ich habe eine besondere Vorliebe für die alten holländischen und deutschen Kupferstiche und sahnte bei den Antiquitätenhändlern nach ihren Werken, wenn ich sie billig bekommen kann. Ich bin nämlich selbst vom Handwerk,“ schloß ich lächelnd, als ich bemerkte, daß er mich prüfend musterte.

„Wirklich? Man hat Sie also die herrliche Kunst gelehrt? O, hätten meine Eltern mir doch eine solche Kunst gewährt! Ich prüfte den Kupferstich zwar auch ein bißchen in's Handwerk, aber ich bin und werde immer nur ein Dilettant bleiben.“ Sie ließen Ihre Kunst wohl sehr?“

„Da sie mir Brod gibt, bin ich ihr dankbar,“ entgegnete ich, „und ich liebe sie, wie ich alle Künste liebe; sie hat sich mir als rechte Trösterin erwiesen.“ „Also war der erste Eindruck, den ich von Ihnen empfang, doch ein richtiger! Als ich Sie vorhin so eifrig lesen sah, sagte ich mir: der junge Mensch ist ein Gentleman, der einst bessere Tage gesehen haben mag.“

„Ich hoffe, daß Sie sich wenigstens in dem ersten Theile ihrer Reflexion nicht geirrt haben; was die besseren Tage betrifft, so muß ich Ihnen offen gestehen, daß ich deren nicht viel genossen habe. Aber mit meiner jetzigen Lage bin ich sehr zufrieden.“

„Das freut mich! Vant Ihrem eigenen Bekenntnis bilden Sie ein lebendes Beispiel für meine Lieblichkeitstheorie. Wie oft hört man Leute behaupten, daß Dieser oder Jener ein armer Schänder sei, weil er ein Künstler ist; meine Ansicht geht jedoch dahin, daß man nur durch Armuth ein rechter Künstler wird. Denn derjenige, der durch die traurige Nothwendigkeit dazu getrieben wird, bei der holden Göttin Trost zu suchen, wird in ihren Armen auch bald finden.“

„Ich stimme vollständig mit Ihnen überein,“ entgegnete ich. „Mir ward die Kunst eine Trösterin, als ich noch hart um das tägliche Brod kämpfen mußte; ohne sie wäre ich wahrscheinlich, wie so viele Andere, im Sumpfe des Lebens verbleibt.“

Der alte Mann blinzelte mich wieder eine Weile ernst prüfend an, dann flog ein sonniges Lächeln über seine Züge und er sagte:

„Ich sehe, ich habe in Ihnen einen würdigen Jünger meiner Lehre gefunden. O, mein Freund, ich kenne all die Verjudungen, welche an die Jugend herantreten! Jetzt bin ich wohl ein armer, alter Krüppel; aber es gab eine Zeit, wo es anders war. Halten Sie nun fest und treu zu Ihrer geliebten Kunst; sie wird Sie niemals betrügen und auch kein Leid über Sie bringen, wie es die Gewohnheit der gluthängigen, verführerischen Versuchungen der Welt ist. Sie ist eine gestrenge, aber treue Freundin!“

Der Alte redete sich in eine förmliche Begeisterung hinein; ein wahres Vöلت über die Kunst floß von seinen Lippen; sie sei ein Schild und Schutz gegen alles Böse, verschönere das Leben, vercheide den Kummer und so fort. Ich merkte bald, daß in dem Hirn dieses Mannes ein Schräubchen lose sein mußte — das wahre Genie grenzt ja bekanntlich an den Wahnsinn —; aber nichts desto weniger war es eine Freude, seinen Schwärmerereien zu lauschen. Als ob er errathen hätte, welche Gedanken mich beschäftigten, sagte er plötzlich in ganz verändertem Tone:

„Sie wundern sich vielleicht, mein junger Freund, weshalb ich, ein so begabter Anhänger der Kunst, einen solchen Ort wie den „Circaffischen Divan“ besuche? Durch mein Gebrechen bin ich den ganzen Tag an's Zimmer gefesselt; Abends aber treffe ich hier einige Freunde, Leute, mit denen ich über Gegenstände plaudern kann, die mich interessieren. Heute hat sich die Zahl derselben noch um einen vermehrt,“ schloß er mit einem verbindlichen Lächeln.

Ich sagte ihm natürlich, daß ich mich ebenfalls freue, seine Bekanntschaft gemacht zu haben.

„Nicht wahr, Sie werden die Güte haben, einem alten Krüppel, der Sie leider nicht besuchen kann, die Freude zu bereiten, bald einige Ihrer Arbeiten mitzubringen?“

Die Bitte setzte mich in einige Verlegenheit, denn es konnte meiner Eitelkeit doch nicht schmeicheln, meine Platten für Eisenbahnplakate und dergleichen einer Prüfung unterziehen zu lassen; aber verweigern konnte ich sie auch nicht, wenn ich nicht unfreundlich erscheinen wollte.

„Bringen Sie mit, was Sie wollen; ich kann von der einfachsten Platte ebenso gut auf Ihr Talent schließen, wie von der schwierigsten; es hängt ja doch nur davon ab, wie Sie den Grabstichel zu führen verstehen. Wenn Sie sich nicht zu sehr als Meister zeigen, werde ich Ihnen vielleicht eines Tages auch Einsicht in meine Arbeiten gewähren.“

Mittlerweile waren mehrere Herren in den Saal eingetreten, die im Vorübergehen einige Worte in fremder Sprache an mein Gegenüber richteten und da ich ihn nicht um seine gewohnte Abendunterhaltung bringen wollte, erhob ich mich. Als ich ihm die Hand zum Abschied reichte, händigte er mir seine Visitenkarte ein. Ich las: Eugen Bellamy. Er rief mir noch nach, mein Versprechen nicht zu vergessen, ihn morgen Abend an denselben Orte zu treffen und einige Kupferplatten mitzubringen.

2. Kapitel.

Mein Leben floß so eintönig dahin und ich besaß so wenig Freunde, daß mir die Begegnung mit Bellamy, den man nicht zu den Alltagsmenschen zählen dürfte, ein wichtiges Ereigniß dünkte.

Ich mußte aus dem Heimweg am vergangenen Abend viel an ihn denken und auch heute, während ich über meine Platten geistig saß, ging er mir nicht aus dem Sinn. Saul unter den Propheten konnte keinen größeren Gegenstand dargeboten haben, als dieser weißhaarige Weise unter den Domino spielenden, Absynth trinkenden Franzosen, die er seine Freunde nannte. Was festsetzte ihn an diese? Außerlich schien er doch gar nichts mit den verwahtlosten Leuten gemein zu haben. Ich verglich ihn mit Kaffee, der um jeden Preis des Lebens Nüßel erfordern wollte und dem kein Mittel, das ihn zum Ziele führen konnte, zu schlecht dünkte. In welche tiefen Abgründe des Zweifels und der Gräuel mochten sich nicht schon die schönen, ernsten Augen des Greises verfenkt haben?! In jenen Tagen sehnte ich mich nach einem gleichgesinnten Freunde, mit dem ich über all die Fragen, die mich bewegten, hätte offen sprechen können. Ich hatte so viel und so Verschiedenartiges gelesen, in meinem Kopfe schwirrten bunt durcheinander alte Vorurtheile mit neuen, freien Ideen, die sich nach Ausdruck sehnten. Nur Jemand, der selbst einen solchen Zustand mitgemacht, wird begreifen können, wie lebhaft das Bedürfnis in mir lebte, mich auszusprechen und meine Anschauungen Jemandem mitzutheilen. Ich konnte kaum den Abend erwarten, um Mr. Bellamy das philosophische System, das ich mir aufgebaut hatte, auseinanderzusetzen. Ich machte um eine Stunde früher Feierabend als gewöhnlich, steckte einige der besseren Platten zu mir und begab mich in den „Circaffischen Divan,“ wo ich meinen Weisen bereits vorfand.

„Eine Arbeit wie diese, zeigt, mit welcher Meisterschaft Sie den Grabstichel zu führen verstehen,“ rief er, eine der kleinsten Platten, die ich mitgebracht, aufmerksam mustern. „Wissen Sie, mein Herr, daß es in London keine zwei Kupferstecher gibt, die Ihnen das nachmachen? Welche Genauigkeit und Sauberkeit der Ausführung! Sie sind ein gottbegnadetes Menschenkind, ein großer Künstler! Lassen Sie sich von einem Fälscher die Hand drücken.“

Trotzdem ich mir schon bei unserer ersten Begegnung gesagt hatte, daß ich es mit einem Schwärmer zu thun habe, schmeichelte mir doch sein Lob. Man hat mich eben nie durch Schmeicheleien verführt! Und als Bellamy gar nicht aufhörte, meine Platten zu bewundern, dachte ich, in meinem Leben keinen bedeutenderen und liebenswürdigeren Menschen kennen gelernt zu haben, als ihn. Nachdem sich seine Begeisterung etwas gelegt, versuchte ich das Gespräch auf philosophische Probleme zu lenken, doch ehe mir dies gelungen, gestellte sich ein schlanker, düster aussehender Mensch zu uns, den ich schon am vergangenen Abend bemerkt hatte. Bellamy stellte mich als seinen „jungen, sehr geschätzten Freund“ vor, doch nannte er weder meinen Namen — diesen kannte er übrigens noch gar nicht — noch denjenigen des Ausländers, der sehr vollkommen aussah. Nachdem dieser uns verlassen hatte, um sich einer anderen Tischgesellschaft anzuschließen, schüttelte Bellamy betrübt das Haupt:

„Sie können wohl errathen, womit sich jene Leute befassen?“ fragte er mich im Flüstertone. „Als ich verneinte, fuhr er fort: „Es sind lauter Patrioten, die sich damit beschäftigen, auf die Uebelstände in ihren betreffenden Vaterländern hinzuwirken, nöthigenfalls durch Blutbäder.“

Mein Herz stockte bei dem Gedanken, daß ich mich in einem Zimmer und an einem Tische mit Verschwörern und Hochverrathern befand. Ich fragte leise: „Sind es Kommunisten oder Nihilisten?“

„Ich weiß nicht, wie sie sich nennen; aber Nihilisten wäre wohl kein ganz unpassender Name für sie, da sie stets auf dem Sprunge sind, etwas Furchtliches auszuführen, das sich früher oder später als ein reines Nichts entpuppt.“ „Und was für Vandalen sind sie?“ „Alle Nationen Europas sind unter ihnen vertreten. Diese komischen Künze würden im Privatleben keiner Manns etwas zu Leide thun, aber wenn man sie untereinander reden hört, ist ihnen kein Mittel blutrünstig genug, um die jetzige Welt aus den Angeln zu heben. Sprechen wir nicht weiter über diese Verirrten.“ So lange die Welt besteht, wird es auch immer unruhige Geister geben. Wie schade, daß nicht alle Menschen so zufrieden sind wie Sie oder ich und in der Kunst und Philosophie — Sie sind ein Philosoph, das habe ich Ihnen auf den ersten Blick angesehen — Trost finden können für alle Enttäuschungen des Lebens. Nachstens wollen wir einmal über die Philosophie des Unbewußten, über die Unendlichkeit und die Verneinung des Willens plaudern; aber heute muß ich Ihnen eine Weichte ablegen und Sie um einen Rath bitten.“

Dieser weißhaarige Mann, der mit Sachkenntnis über Dinge sprach, die mir kaum dem Namen nach bekannt waren, wollte mich um Rath fragen! War das eine Falle, die er mir stellte, oder schlummerte in mir wirklich ein Talent, das er mit seinem scharfen Geist entdeckt hatte? Ich stieg gleich meterhoch in meiner eigenen Achtung und bat ihn, mit seiner Weichte zu beginnen.

(Fortsetzung folgt.)

— Gehnte & Co. sind die Einzigen, wo Ihr den echten Glöbden Feinbrannt erhalten könnt.

Unseren Abonnenten Gelegenheit zu geben,

die hier abgebildete Uhr zu erhalten und zwar umsonst, haben wir mit der Fabrik ein Uebereinkommen getroffen, wonach wir eine große Anzahl derselben zu einem niedrigen Preise erhalten.



Unsere Offerte an die Leser des „Anzeiger und Herold“ ist nun folgende:

Zeigt Eueren Nachbarn und Freunden die Zeitung, macht sie darauf aufmerksam, welch' ein gutes Blatt es ist und sie werden wünschen, auf dasselbe zu abonniren.

Offerte No. 1:

Für drei neue Abonnenten, die Ihr uns einfindet, [für ein Jahr im Voraus bezahlt], erhaltet Ihr die „Victory“ Uhr portofrei und registriert zugestanden. Ihr habt auf diese Weise eine schöne und gutgehende Uhr, die Euch nichts kostet als nur ein paar Worte zu Gunsten Eurer Familienzeitung.

Offerte No. 2:

Jemand, der vielleicht nur zwei Abonnenten erhalten kann, sendet dieselben ein, sowie 50 Cents extra und erhält die Uhr.

Offerte No. 3:

Wer nur einen Abonnenten einfindet, hat \$1.00 extra zu senden.

Offerte No. 4:

Wer seine eigene Zeitung auf ein Jahr im Voraus bezahlt und sendet zwei neue Abonnenten ein, erhält die Uhr.

Wohlgemerkt, unser Prämienbuch, das wir bisher gaben, erhält auch fernerhin Bestand, der auf ein Jahr im Voraus bezahlt, sowohl der Einsender selbst, als auch die neuen Abonnenten. Diese Prämienbücher enthalten, wie ja die meisten unserer Leser wissen, spannende Romane und Novellen und werden von Allen gern gelesen.

Geld sendet man am besten per Money Order, Postal Note, oder Express Money Order.

Man adressire:

Anzeiger und Herold, 305 W. 2. Str., Grand Island, Neb.

Das Buch für Alle.

Illustrirte Familienzeitung

zur Unterhaltung und Belehrung.

Jährlich 28 Hefte, @ 15 Cents,

oder pro Jahr, in Vorausbezahlung, \$3.50.

Eine prachtvoll ausgestattete Zeitschrift und sollte dieselbe in keiner Familie fehlen.

Zu beziehen durch

J. P. WINDOLPH,

305 W. 2te Str., Grand Island.

Aus Heimath und Fremde,

Illustrirte Romane aller Nationen.

Erscheint in 28 Heften jährlich.

Preis 10c. pro Heft od. \$2.50 pro Jahr.

Das erste Heft ist erschienen und sehr schön ausgestattet. Es beginnen darin die Romane „Ein Hagarssohn“ u. „Zwölf Millionen.“ Bestellungen richte man an

J. P. WINDOLPH,

305 westl. 2te Str., Grand Island.